

Desaster und Brillanz – ein Zeitbild

TONHALLE Wie klingt 2017 im Konzertsaal? Lustig? Erschreckend? Das Konzert mit Musik von Peter Eötvös und Martin Grubinger am Schlagzeug gibt Antwort.

So viel Halleluja in einem Konzert mit zeitgenössischer Musik gibt es kaum je. Dennoch war die Begeisterung des Publikums am Schluss des Oratoriums «Halleluja» Oratorium balbulum» gedämpft – nicht dass das Gehörte nicht höchst unterhaltsam gewesen wäre und das gross besetzte Tonhalle-Orchester, die Zürcher Singakademie und die Solisten nicht hervorragende Arbeit geleistet hätten. Aber das Werk des Komponisten und Dirigenten Peter Eötvös, ein Auftragswerk der Salzburger Festspiele, der Tonhalle-Gesellschaft und weiterer Partner, stellt eben eine ungemütliche Frage.

«Wie sieht die Welt im Jahr 2016 aus?» heisst es im Text von Péter Esterházy, und die Antworten schillern ironisch bis ätzend.

Der Erzähler (Peter Simonschek) ersetzt 2016 mit 2017 und kalauert überaus köstlich: «Die Fleischbrühe der Kultur ist ganz dünn geworden.» Der Prophet ist ein Stotterer (nach dem mittelalterlichen St. Galler Mönch Notker Balbulus) und prophezeit in dünner Tenorhöhe nichts (Topi Lehtipuu). Er weiss die richtigen Lottozahlen, aber gezogen werden immer die falschen.

Ein blauer Engel

Der Engel, der sich «mit Nietzsche betrunken» hat und nicht wieder nüchtern werden kann, macht sich mezzosopranistisch selbstbewusst mit philosophischen Versatzstücken («Auch die Stille ist Musik») wichtig (Iris Vermillon) und herrscht den Chor an, Halleluja zu singen. Der tut es ohnehin, über das ganze Werk verstreut, in ausgewiesenen Zitaten von Monteverdi bis Bartók (wenn er denn ein Halleluja geschrieben hätte, heisst es dazu), Mozart und Bruckner begegnen sich, und jedenfalls das

Halleluja von Händel erkennen in der verfremdeten Kulisse alle wieder.

Eötvös schreibt Musik von düsterer oder aberwitziger, immer aber überraschender orchestraler Farbigkeit, sie greift tief und unzimperlich zurück in die Musikgeschichte und lässt sie mit der Frage nach der Zukunft ins Leere laufen. Der Chor als «Stimme der Menschheit» mag noch so viel Halleluja singen, das Oratorium denunziert ihn – auch wenn er musikalisch profiliert und nanciert das Gegenteil beweist – als die dumpfe Masse, die singt, was verlangt wird. Und nebenbei demonstriert die Basstuba: «Ein Einzelner kann auch Masse sein.»

Ein Zeitbild zu erstellen, sei das Ziel des Oratoriums, erklärt der Erzähler, und die Klugheit und Aporie der Autoren erweist sich auch darin, dass offenbleibt, ob dieser Anspruch ernst oder selber ein Witz ist. Monströs und skurril zeigt sich das Zeitbild auch im Thema des Oratoriums,

das vom 11. September handelt: Die Frau im Flugzeug, die sich nicht entscheiden kann, ob sie Orangen- und Tomatensaft bestellen soll, ihr Mann im Hotel, der sich über Katastrophenfilme im TV schon am Nachmittag enerviert. «Salz und Pfeffer und,



Spiel ohne Grenzen: Martin Grubinger am Schlagzeug. *Priska Ketterer*

und, und» lauten die Schlussworte, und zuletzt gibt es einen apogeeierenden Akkord des Klaviers: «Das Oratorium hat kein Ende, es hört bloss auf» – faszinierend stimmig, überzeugend und verstörend.

Zur Gegenwart ist in diesem Konzertprogramm trotzdem nicht alles gesagt. Der Bogen ist weiter. Mit «Friede auf Erden» beginnt es, einem letzten tonalen, im reinen Durakkord endenden Werk von Arnold Schönberg für gemischten Chor a cappella, entstanden 1907/11 auf einen Text von C. F. Meyer – ein Kabinettstück für den hoch qualifizierten Chor, bezwingend im Anspruch, auch wenn der Komponist diesen selber später als «Illusion» bezeichnete und dieser heute noch illusionärer wirkt.

Brillante Gegenwart

Alle Freude, Energie, spielerische Ausgelassenheit und sportliche Vitalität füllt die Mitte des Konzertabends, schönste, brillanteste Gegenwart: auf der Bühne der

phänomenale Schlagzeuger Martin Grubinger mit seinem Paradeferd, den «Speaking Drums» von Peter Eötvös von 2013. Es lässt ihn nicht nur sein artistisches Handwerk fulminant in Szene setzen, auch sein Handwerk macht mal berserkerisch wie ein japanischer Kampfsportler, mal in zungenbrecherischem Tempo auf Paukenschlag und rhythmisches Staccato.

Mehr Sport als Musik

Der schlagtechnischen Fantasie auf allen möglichen Instrumenten sind keine Grenzen gesetzt. Und auch wenn Grubinger zur trickreichen Zugabe – da staunt der Laie und der Fachmann wunderlich – selber sagt, sie habe weniger mit Musik zu tun als mit Sport, so gilt das für die zwanzigminütigen «Speaking Drums» nicht so eindeutig: Wie da Schlagzeugakrobatik mit dem Orchester dialogisiert und sich im Klanggeschehen amalgamiert, ist musikalisch wie sportlich unübertrefflich. *Herbert Büttiker*